

Parallelwelten des Glaubens

Im 16. Jahrhundert trennten sich in Westfalen die christlichen Konfessionen. Ein Flickenteppich des Glaubens entstand. Dessen Grenzen teilten das Land für Jahrhunderte: politisch, wirtschaftlich und bis tief in die Volkskultur.

Ostern war und ist das höchste Fest der Christenheit – und zwar unabhängig, ob nun katholisch, evangelisch oder orthodox. Aber was ist mit Karfreitag? Wie dieser Tag zu begehen sei, daran schieden sich in früheren Zeiten die Geister, gerade auch im religiös geteilten Westfalen. Für die Katholiken fanden an Karfreitag zwar kirchliche Andachten und Kreuzwegfeiern statt. Gleichwohl war der Karfreitag für sie ein Arbeitstag, an dem im ländlichen Westfalen die Tenne und die Ställe „gewittelt“ wurden, wie Erinnerungsberichte an die Zeit um 1900 vielfach belegen.

„Hin und her Ärgereien“

Bei der evangelischen Bevölkerung hingegen galt der Tag „als höchster Feiertag mit völliger Arbeitsruhe“. So notierte es im Frühjahr 1955 der evangelische Diakon Hermann Tripp aus Herne. „Ehe der Karfreitag gesetzlicher Feiertag wurde, gab es hin und her Ärgereien zwischen streitenden Nachbarn. Die Katholiken arbeiteten dann etwa im Garten oder fuhren Dünger. Die Evangelischen arbeiten in auffälliger Weise dann am Fronleichnamstage“ – an dem Tag also, wenn die Katholiken in feierlichen Prozessionen betend durch die Dörfer gingen.

Wie ausgeprägt dieses wechselseitige „Rache-Mistfahren“ in den Dörfern Westfalens tatsächlich einmal war, ist schwer zu sagen. Die Trennung der christlichen Konfessionen aber hat das Land und seine Bevölkerung tief geprägt. Die einen hatten Prozessionen, die anderen Posaunenchöre, die einen stellten Wegkreuze und Bildstöcke in der Landschaft auf, die anderen nicht, die einen hatten Wallfahrten, die anderen Konventikel und Bibel-Hauskreise, die einen feierten Namenstag, die anderen Geburtstag – und so weiter.

Die konfessionelle Scheidelinie prägte auch öffentliche Einrichtungen wie Kindergärten und Schulen, Hospitäler und andere Wohlfahrts-einrichtungen. Selbst das Vereinsleben richtete sich stark entlang der konfessionellen Trennlinie aus. Woher stammen diese Unterschiede?



Foto: Archiv Volkskundl. Kommission

Karfreitagsprozession in Lügde – die Aufnahme entstand 1964.

Die Reformation, die vor 500 Jahren mit dem Wirken Luthers begann und sich im Laufe des 16. Jahrhunderts auch im ländlichen Westfalen durchzusetzen begann, hat Parallelwelten entstehen lassen, die sich über mehrere Jahrhunderte hinweg auseinanderentwickelten.

Im 16. Jahrhundert setzte sich das Prinzip durch, nach dem der Landesherr bestimmte, welche Konfession die Untertanen einzunehmen hatten – „cuius regio, eius religio“ lautete dazu der lateinische Spruch. Zu deutsch etwa: Wer im Lande beherrscht, der bestimmt dort auch die Religion und das Glaubensleben der Bevölkerung.

Die trennende „Provinz“

In Westfalen gab es seinerzeit viele Territorien, und so entstand ein Flickenteppich der Glaubenslandschaften. Nahezu geschlossen evangelische Territorien wie Minden-Ravensberg oder Siegen-Wittgenstein standen nahezu geschlossen katholischen Territorien wie dem Paderborner Land oder dem Sauerland entgegen. Wo diese Parallelwelten aneinanderstießen, waren die Grenzen schwer zu überwinden. Kaum jemand heiratete über sie hinweg, nur wenige trieben über sie hinweg Handel, die Wirtschaft war unterschiedlich ausgeprägt – selbst die niederdeutsche Sprache klang beiderseits solcher Grenzen oftmals anders.

Vertieft wurden die Grenzen, als sie hätten verschwinden sollen: 1815 wurde Westfalen preußisch, der bisherige Flickenteppich der Territorien wurde zu einer „Provinz“ vereint. Oberster Landesherr war fortan der preußische König – und er war reformiert. Das stärkte das Gewicht des protestantischen Bevölkerungsteils in Westfalen, der sich im 19. Jahrhundert mehrheitlich an den preußisch-nationalen Idealen des Königshauses der Hohenzollern orientierte.

Distanz zu Preußen

Anders die Katholiken: Sie stellten zwar etwa zwei Drittel der Bevölkerung in Westfalen, waren aber in Preußen in die Minderheitsposition geraten. Es kam zu mitunter scharf ausgetragenen Konflikten mit der staatlichen Gewalt – in den 1830er Jahren zum ersten Mal, dann besonders vehement während des „Kulturkampfes“ unter Bismarck, etwa zwischen 1870 und 1880. Das ließ die Katholiken für lange Zeit auf Distanz zum Hohenzollern-Staat gehen. Gewissermaßen als Gegenbewegung bildeten sie ein weit ausgefächertes Vereinswesen aus, das bis ins letzte Dorf tief verwurzelt war. Überdies gründeten die Katholiken eine eigene politische Partei: das „Zentrum“. Nach dem Untergang des Kaiserreiches 1918 war

die Zentrumspartei – neben den Liberalen und der Sozialdemokratie – einer der tragenden Pfeiler der Weimarer Demokratie und bis 1933 das unangefochtene Machtzentrum des katholischen Bevölkerungsteils.

In den Städten, vor allem in den seit etwa 1870/80 entstehenden Industriestädten des Ruhrgebietes, hatten sich die christlichen Parallelwelten und Konfessionen schon früh gemischt. Auf dem Land war das anders. Die Dörfer und die ländlichen Gebiete Westfalens bildeten bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts nahezu geschlossene Konfessionsgebiete. Eine katholische Familie, die sich in Menninghüffen oder in Rahden niederließ, fiel dort einfach auf – genauso wie eine protestantische Familie in Billerbeck oder in Sundern. Erst durch den Zustrom und die Ansiedlung der rund 1 Mio. Flüchtlinge und Vertriebenen nach 1945 in Westfalen änderte sich das von Grund auf. Erst mit ihnen konnte in vielen Dörfern und ländlichen Kleinstädten die jeweils „andere“ Kirchengemeinde Fuß fassen.

Das unsichtbare Band

Nicht alle, aber viele der einst so tiefen, konflikträchtigen Gräben zwischen den Konfessionen sind längst eingebnet. Toleranz und Ökumene haben sich weithin durchgesetzt, aber auch Gleichgültigkeit und Desinteresse an Fragen des Glaubens, der Konfessionen und Religionen.

In der heutigen modernen Gesellschaft spielen Glauben und Bekenntnis „nicht mehr die zentrale Rolle wie im Reformationszeitalter“, urteilt der Landeshistoriker Werner Freitag. „Gleichwohl sind wir immer noch wie mit einem unsichtbaren Band mit den Bewohnern Westfalens im 16. Jahrhundert verbunden: Wir besichtigen und bestaunen ihre Kirchen und Kunstwerke. Wir entdecken in den noch heute nachzuweisenden unterschiedlichen religiösen Prägungen der Regionen Westfalens das Erbe der Reformation, und wir sind froh, das heutzutage in unserem Land offen und tolerant mit Andersgläubigkeit umgegangen werden kann – auch dies musste im Zeitalter der Reformation erlernt und ausgehandelt werden.“

Gisbert Strottdrees

■ Mit diesem Beitrag endet unsere Serie zur Geschichte der Reformation im ländlichen Westfalen. Alle Beiträge sind hier zu finden:

www.reformation-auf-dem-land.de